

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 122.

Posen, den 30. Mai 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechnigte Uebersetzung von Otto Albrecht  
van Beeber.)

28. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Vor dieser obskuren Existenz mit ihrem Kampf gegen die Geldknappheit schreckte Gallardo zurück. Früher hätte er sich mit einem kleinen Teil von dem, was er besaß, für schwerreich gehalten. Heute dünkte er sich ohne die Einkünfte aus den Stierkämpfen arm. Sich zurückziehen! Das hieß Verzicht leisten auf die teuren Marken der andalusischen Weine; auf die guten Havannazigarren, die er verschwenderisch verteilte; hieß, seiner Freigebigkeit Einhalt tun, nicht mehr in Cafés und Tavernen rufen „Alles ist bezahlt“, mit der generösen Geste des Mannes, der, gewohnt, dem Tod ins Auge zu sehen, lebt und leben läßt; hieß, das Heer von Schmeichlern, deren weinerliche Bittgesuche ihn zum Nachgeben brachten, abweisen. Kam ein hübsches Mädchen zu ihm — ob dann aber noch eins kommen würde? — konnte er die Schöne nicht mehr vor Erregung blaß werden sehen, wenn er ihr ein Paar goldene Perlenohrringe anhängte; mußte sich das Vergnügen versagen, über ein Spitzenäschentuch Wein zu schütten, um mit einem viel schöneren zu überraschen.

So hatte er gelebt, und so wollte er weiterleben, ein Torero von altem Schlag, so wie sich die Leute den Matador vorstellen; prunkvoll, arrogant, generös und stets bereit, Unglücklichen mit fürstlichen Summen zu helfen. Anders wie so manche Espada der neuen Art, die, schlimmer als knickerig, nicht nur alle Einladungen annahmen, ohne sich jemals zu revanchieren, sondern überdies noch ihre Cuadrillas Hunger leiden ließen.

Auch an seine Familie dachte Gallardo. Sollte sein altes Mütterchen nicht mehr die Freude haben können, mildtätige Gaben unter die Armen des Stadtviertels zu verteilen, um dann wie ein beschämtes Kind dazustehen, wenn er mit geheucheltem Unmut fragte, ob denn die letzten hundert Duros schon wieder zu Ende seien? Sollte seine sparsame Carmen darauf verzichten müssen, sich für ihn schön zu machen?

Verdammt auch! Das durfte er ihnen nicht antun, er, der sie erst an den Wohlstand gewöhnt hatte. Aber wie konnte er es vermeiden? . . . Ganz einfach: sich auf die Toros stürzen wie früher! . . .

Ungeäuert setzte er sich an die mühselige Arbeit des Briesschreibens, um Don José mitzuteilen, daß er seinen Rat beherzigen wolle. „Was, ein Degenstich — erledigt!“ Und wie er so seinem Herzen Luft machte, fühlte er sich wirklich fähig, es mit allen, auch den größten Stieren, aufzunehmen.

Carmen bekam Vorwürfe, daß sie an seinem Können zweifelte. Die nächste Corrida würde sie ja eines Besseren belehren. Das Publikum sollte staunen — wenn er nur brave Toros vor die Klinge bekäme.

Brave Toros! Das war Gallardos große Besorgnis. Bisher hatte es sein Dünkel nicht erlaubt, sich vorher um die Stiere zu kümmern.

„Ich töte, was kommt,“ pflegte er voll Anmaßung zu sagen. Und wirklich sah er die Toros bei ihrem Eintritt in die Arena zum ersten Male.

Doch jetzt wollte er sie aus nächster Nähe beobachten, ihre Eigenschaften einer eingehenden Prüfung unterziehen, um daraufhin einige für sich auszusuchen und so den Erfolg zu sichern.

Die Sonne schien; am folgenden Tage sollte die zweite Corrida stattfinden.

Nachmittags ging Gallardo allein zur Plaza. Einmal rechte sich der Riesenbau aus roten Backsteinen mit seinen weiten maurischen Fensterbögen aus den monotonen grünen Hängen, an deren Enden etwas weiß wie eine ferne Schafherde schimmerte: ein Friedhof.

Im Hof der Plaza sah eine Gruppe von Aficionados den Picadores zu. Potaje, eine Lanze in der Rechten, stieg gerade zu Pferde. Stallknechte mit aufgekrempeelten Ärmeln hielten eine Reihe von Säulen, die schon seit Tagen zugeritten wurden und an den Weichen noch die roten Male der großen Sporen zeigten. Manche waren von unerhörter Magerkeit, Skelette, deren scharfe, hervorspringende Knochen die Haut zu durchstoßen schienen; andere mit blankem Fell und blitzenden Augen tänzelten aufgeregt schnaubend hin und her — prächtige Pferde, bei denen man sich verwundert fragte, wie sie unter die zum Tod ausersehenen Ruinen kamen. Doch gerade diese gehörten zu den schlimmsten: unheilbare Tiere, die an Koller oder anderen Krankheiten litten, plötzlich zusammenbrachen und dabei den Reiter über ihren Kopf weg zu Boden schleuderten. Hinter der ersten Reihe standen die Invaliden der Arbeit aus Fabriken und Mühlen, Adergäule und Droschkenpferde, die alle, zermüht von der jahrelangen Arbeit vor Pflug und Karren, den Kopf hängen ließen; unglückliche Varias, die man bis zum letzten Moment ausbeutete.

Potaje, der auch im Namen seiner Kameraden sprach, behandelte den Pferdehändler, einen Fettwanst mit riesigem Kalabrese, sehr von oben herab.

„Was soll das?“ fuhr er den Köhlamm, der einen elenden Klepper vorführen ließ, an. „Auf diese magere Ratte soll ich mich setzen? . . . Verwahre sie für deine Mutter!“

Doch der Händler, an das anzügliche Gerede der Lanzenreiter gewohnt, ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Du hast Angst, aufzusteigen. Mit solch bravem, willigem Pferdchen hätten in der guten alten Zeit berühmte Leute wie Calderon oder der Trijo zwei Corridos hintereinander ohne einen einzigen Sturz, ohne eine Schramme mitgemacht. Aber die Picadores von heutzutage! . . . Viel Angst und wenig Schamgefühl.“

„Und du bist ein fauler Fisch,“ entgegnete Potaje, „ein gewissenloser Räuber. Auf diesem Schinder laß deine dürre Großmutter reiten, dann braucht sie Sonnabends um Mitternacht keinen Besen.“

„Aber was hast du nur gegen das Köhlein?“ fragte der Dicke gleichmütig. „Es ist gesünder als ein frischer Apfel, hat achtundzwanzig Jahre anständig seine Pflicht in einer Selterwasserfabrik erfüllt, ohne daß man ein Fehlerchen an ihm entdecken konnte. Und jetzt kommt du häßlicher Krakehler und reißt es herunter, als hättest du es mit einem Ungläubigen zu tun.“



„Ich will den Gaul nun einmal nicht! Geh' damit zum Teufel!“

Langsam näherte sich der in solchen Transaktionen erfahrene Händler dem halsstarrigen Potaje, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern.

„Gut, ich werde ihn mal probieren,“ meinte der Picador, merklich nachgiebiger. „Man ist ja schließlich kein Unmensch, der einen Kameraden schädigen möchte.“

Er setzte einen Fuß in den Bügel, ließ seinen massigen Körper wie einen Sack in den Sattel fallen und trabte an. Mehrere Male stieß er die Lanze mit aller Wucht in einen Balken der Bretterwand, wobei der arme Klepper wohl etwas zusammenkniete, sich aber doch auf den Beinen hielt.

„Das Pferdchen ist besser, als ich dachte, weich im Maul und gesunde Beine . . . Ich behalte es.“

Und der Picador kieg ab, nach dem kleinen geheimnisvollen Tuscheln mit dem Roßkamm bereit, jeden Schinder anzunehmen, den ihm dieser vorführen würde.

Gallardo, der lächelnd zugehört hatte, ließ sich jetzt zu den Toros bringen. Auf drei Seiten wurde der weite Corral von einer breiten, nicht ganz mannshohen Mauer aus Bruchsteinen eingefast, hier und da mit Durchgängen, doch so schmalen, daß ein Mensch sich nur schräg durchwinden konnte. Drinnen befanden sich acht Stiere, schnüffelten an dem dinstenden Heu oder lagen faul in der Sonne.

An der Augenleite entlang gehend, prüfte der Matador die einzelnen Tiere, zwangte sich auch manchmal durch die engen Oeffnungen, um die Toros mit erhobenen Armen und wildem Kampfsruf zu reizen. Einige stürzten, die Hörner gesenkt, sofort auf ihn los; andere warteten, einen tüchtigen Blick in den Augen, ob der Störenfried näher kommen würde.

So machte sich Gallardo, immer rechtzeitig Deckung hinter der Mauer suchend, allmählich mit dem Charakter sämtlicher Tiere vertraut, konnte sich aber trotzdem nicht entschließen, zwei für sich auszuwählen.

Neben ihm stand der Aufseher des Corral, ein Athlet in Gamaschen und Sporen, das Sturmband seines Hutes unter dem Kinn. Das „Wölfschen“, wie alles ihn nannte, war ein rauher Reitersmann, für den die Hauptstadt Spaniens aus der Plaza und dem angrenzenden unbebauten Land bestand. Weiter fort lag noch ein mysteriöses Häusermeer, das kennenzulernen er aber niemals Verlangen spürte. Wichtig erschien ihm nur noch die „Taverne zum Hahn“, direkt an der Plaza gelegen, wo er mit den Kellnern Händedrücke austauschte, die ihnen Schmerzensschreie entriß, und sich vor einem mit Braten und Kartoffeln gefüllten Teller von der Größe einer Bajschüssel setzte, ehe er, die Schlafdecke über dem Sattelsknopf und die kurze Lanze auf der Schulter, zu seiner Herde zurückkehrte.

Auf den Weiden von Munoz oder — bei starker Hitze hütete er die vom Unternehmer der Corridos angekauften Stiere, um sie, unterstützt von seiner Eskorte berittener Hirten, auf einsamen Wegen zwei Tage vor dem Kampf zur Plaza zu bringen.

Langsam in seiner Rede und schwerfällig von Gedanken, wurde dieser Zentaur nur warm, wenn er von seinem Hirtenleben sprach.

„Ah, ihm sollte man nicht von Madrid reden, wo die Leute erstickten, wo es nichts Gutes gab außer dem Wein und dem lederen Braten im „Hühn“.“

Das Wölfschen, das den Espada bei der Wahl der beiden Toros durch seine Auskünfte unterstützte, zeigte nicht den geringsten Respekt vor diesen vielbewunderten Matadoren. Schöne Kunst, so edle Tiere mit allerlei List zu töten! . . . Der Tapfere war er, der in der Einsamkeit unter ihnen lebte, vor ihren Hörnern vorbeiging, ohne andere Waffe als seine Arme und ohne allen Beifall von Zuschauern.

Ein weißhaariger Mann näherte sich, um den Matador ehrerbietig zu grüßen. Seit vielen Jahren mit der Säuberung der Plaza betraut, hatte er alle berühmten Matadore seiner Zeit gekannt. Er ging ärmlich gekleidet, doch manchmal bligten an seinen Fingern

echte Ringe, und um sich zu schmeißen, holte er aus den Tiefen seiner Bluse ein kleines Spizentäschentuch hervor, dem noch ein letzter seiner Duft entströmte.

Niemals klagte er über die gewaltige Arbeit, zu der er nur ein halbes Duzend Gassenjungen ehzanzog, die dafür am Sonntagnachmittag hinter einem zum Patio führenden Gitter der Corrida zusehen durften.

Bei der Verteilung der Arbeit ging der Alte sehr geschickt vor. Die kleinen Bengel mußten die von Apfelsinenschalen und Papierhüllen überschwemmten Tribünen auf der Sonnenleite säubern.

„Vorwärts mit dem Tabak!“ ermahnte er sie. „Wer einen einzigen Zigarrenstummel behält, darf am Sonntag nicht zur Corrida.“

Er selbst aber widmete sich geduldig wie ein Schatzgräber den Lagen, um manchen schönen Fund in seiner Tasche verschwinden zu lassen — Fächer, Ringe, Taschentücher, Münzen — alles, was eine Invasion von vierzehntausend Menschen zurückläßt. Eine Gevatterin, die eine kleine Pfandleihe in der Vorstadt besaß, besorgte alles weitere. Doch auch die Zigarrenstummel wurden zu Geld. Zer schnippelt und an der Sonne getrocknet, verkaufte er sie als „Sonderauslese“ an feste Abnehmer.

Gallardo, der für seinen Gruß mit einem freundlichen Nicken gedankt hatte, schenkte ihm eine seiner Havannas und verabschiedete sich von Wölfschen.

Als der Espada in den Hof zurückkehrte, bemerkte er einen hochgewachsenen, mageren Mann von dunkelbrauner Gesichtsfarbe, dessen Haare schon weiße Fäden durchzogen.

„Pescadero! Was machst du denn hier?“ rief Gallardo, aufrichtig erfreut die Hand des ehemaligen Toreros schüttelnd, der in seiner Jugend glorreiche Stunden erlebt und sich, auf den südamerikanischen Plazas mehrfach verwundet, mit seinem ersparten Geld eine Weinschenke in Madrid gekauft hatte.

„Was soll man machen?“ antwortete der melancholisch. „Die alte Liebe zum Handwerk treibt mich manchmal her.“

Und das war der große Pescadero, der so oft des kleinen Gallardos Bewunderung erregte, wenn er im Samthut, weinfarbenen Fächchen und hinter Seidenbinde, unter dem Arm einen elfenbeinfarbenen Stod durch die Straßen Sevillas schritt? Ein gewöhnlicher, von allen vergessener Schankwirt!

„Komm und sieh dir mein Lokal an, wenn du nichts anderes vorhast,“ bat er Gallardo, der ihm bereitwillig folgte.

Wie alle anderen, zeigte seine Taverne eine rotangestrichene Front, auch Vorhänge von der gleichen Farbe. Ein Fenster war mit panierten Koteletts, kaltem Geflügel und Essiggurken dekoriert. Drinnen standen vor einem mit Flaschen und Fächchen beladenen Schanktisch aus Zinn runde Tische und hölzerne Schemel. An den Wänden hingen zahlreiche Buntbrücke, aufregende Kampfszenen berühmter Toreros.

„Bring zwei Glas Montilla!“ rief der Pescadero einem jungen hinter dem Latentisch stehenden Manne zu, der Gallardo vertraulich zulächelte.

„Den kenne ich doch,“ meinte der Matador, aufmerksam das Gesicht und den leer von der Schulter herabbaumelnden rechten Ärmel musternd.

„Natürlich kennst du ihn,“ unterbrach der Wirt. „Es ist Pipi.“

Mit dem Spiznamen kam Gallardo sofort die Erinnerung, wie diesem tapferen Burtschen, der seine Banderillas meisterhaft anbrachte, eines Tages auf der Plaza von Madrid ein Toro den Arm zer schnieterte.

„Da ich kinderlos bin,“ fuhr der Pescadero fort, „habe ich ihn nach dem Tode meiner Frau zu mir genommen und betrachte ihn als meinen Sohn. Auch im Unglück kann man sich ja ein bißchen gutes Herz bewahren, stimmt's? Aber glaube nur nicht, daß es uns besonders gut geht. Schlecht und recht schlagen wir uns beide durch, dank den alten Kameraden, die hier nachmittags ihr Spielchen machen. Am meisten hilft uns noch die Schule.“

(Fortsetzung folgt).



# Wie der Rabe eine Frau suchte.

Frei nach einem Eskimomärchen.

Von Will Vesper.

Es lebte einmal ein Rabe auf einer Insel hoch oben im Nordmeer. Lange Jahre wohnte er da einsam und allein, aber zuletzt sagte er zu sich selber: „Das ist kein Leben. Ich muß mir eine Frau suchen. Aber eine feine, nicht so eine, wie jeder andere Rabe hat. Ich verdiene etwas Besseres.“

Es war aber gerade Herbst und die Zeit, wo die Vögel in großen Scharen aus dem Norden nach Süden zogen. Täglich flogen ganze Schwärme über die Insel, Gänse, Wildenten und andere Vögel, die auf der Reise nach dem Sommerland waren.

Der Rabe setzte sich auf eine hohe Klippe am Meer, stellte seine Füße nebeneinander, reckte den Kopf, so hoch er konnte, und rief zu den wandernden Vögeln hinauf: „Wer will mich zum Gatten? Ich bin ein schöner Mann.“ Aber ohne ihn zu beachten, flogen viele Vögel weiter, und der Rabe seufzte.

Indem flog eine Schar Enten nicht sehr hoch über ihn hinweg. Der Rabe reckte sich noch höher und schrie hinauf: „Wer will mich zum Gatten? Ich bin ein kluger Mann.“ Eine Ente, die das Rufen hörte, sah sich um. Das Herz des Raben schlug voll Hoffnung. Als aber die Ente den Raben erkannte, flog sie rasch weiter.

Dann kam eine Schar von Schneegänsen vorbei, und wieder reckte sich der Rabe und rief: „Wer will mich zum Gatten? Ich bin ein vornehmer Mann.“ Aber die Gänse flogen weiter und sahen sich nicht einmal nach ihm um. „Was sind das für Leute?“ sagte er. „Die warten nicht einmal, um mich anzuschauen.“ Aber er gab die Hoffnung nicht auf.

Bald darauf kam eine Familie von schwarzen Brandgänsen heran, die Eltern, vier Brüder und eine Schwester, und der Rabe rief hinauf: „Wer will mich zum Gatten? Ich bin ein reicher Mann. Ich bin kräftig und jung und ein guter Jäger.“ Als er das gesagt hatte, ließen sich die Brandgänse neben ihm nieder, und das Herz des Raben frohlachte: „Nun werde ich eine Frau bekommen, und aus welcher vornehmer Familie.“

Das schöne Mädchen gefiel ihm sehr. Er hielt den Schnabel hoch in die Luft und sah aus wie ein kleiner schwarzer Mann mit funkelnden Augen, schritt auf die Gänse zu und verbeugte sich vielmals. Er gefiel auch den Gänsen, und sie fanden, daß er fein und stattlich aussah in seinem glänzenden Gefieder. „Willkommen“, sagte der Gänsevater. „Du kannst das Mädchen haben.“ Alle Brüder nickten mit den Köpfen und auch die Gänsemutter. Das Mädchen aber blickte zu Boden, und der Rabe ging zu ihm und fuhr ihm sehr sanft mit dem Schnabel über den Hals. So wurde sie seine Frau.

„Diese ganze Insel schenke ich dir“, sagte der Rabe. „Gut, gut“, sagte der Vater, „wenn der Winter vorbei ist, wollen wir sie in Besitz nehmen. Jetzt liegen wir nach dem Sommerland, und du fliegst doch mit?“

„Jawohl“, sagte der Rabe, „ich will voranfliegen.“ Er breitete seine Schwingen aus und schwang sich in die Luft. Die Gänse folgten ihm und sahen verwundert, wie er sich in der Luft tummelte. „Wie leicht und anmutig er ist“, sagte die Gänsemutter.

Nach einer Weile aber wurde der Rabe müde. Er war es nicht gewöhnt, so lange und so weit zu fliegen. Er schämte sich aber und wollte es nicht eingestehen. „Es wäre besser für meine Frau“, sagte er, „wir machten heute zeitig Halt und sahen uns nach einem Schlafplatz um.“

„Es ist noch früh“, sagte der Gänsevater, „aber weil es euer Hochzeitstag ist, können wir wohl ein wenig eher zur Ruhe gehen.“ Sie flogen also auf eine kleine Insel zu, ließen sich nieder und schliefen bald ein. Die Brüder hielten abwechselnd die Wache. Am anderen Morgen waren die Gänse sehr früh auf und wollten weiterfliegen. Der Rabe schlief noch fest, und sie mußten ihn rütteln und schütteln, daß er wach wurde.

„Vorwärts“, sagte der Gänsevater, „wir müssen uns beeilen. Es wird bald schneien. Wir dürfen uns nicht aufhalten.“

Als der Rab erwacht war, spielte er sich sogleich wieder auf und flog vor den anderen hinauf und machte in der Luft seine Männchen; bald flog er über seinen Gefährten, bald vor ihnen dahin, und wieder sagte die Gänsemutter: „Ach, sieh nur, wie leicht und gewandt er ist.“ Aber schon gegen Mittag wurde der Rabe wieder müde, und da er unten eine Insel mit vielen Kräutern sah, sagte er: „Es wäre gut, wenn wir hier Halt machten. Es gibt hier viele vortreffliche Moosbeeren und eßbare Kräuter.“

Der Gänsevater wollte nicht, aber die Gänsemutter und ihre Tochter verspürten auf einmal Hunger, und so mußte der Gänsevater nachgeben. Sie ließen sich nieder und taten sich eine Weile an den Beeren und Kräutern gütlich.

„Hier ist's gut sein“, sagte der Rabe, „hier ist der Tisch gedeckt. Hier wollen wir bleiben.“

Da wurde der Gänsevater zornig und sagte: „Bist du so einer? Wo es dir gut geht, da willst du bleiben, und denkst nicht an morgen. Bleibe nur hier. Wir haben aber heute noch einen weiten Flug vor uns über das Meer, bis wir an die andere Küste und in das Sommerland kommen.“

„Ich habe nur einen Scherz gemacht“, sagte der Rabe. „Natürlich ziehen wir weiter.“

Die Gänse erhoben sich, und der Rabe mußte mitfliegen, wenn er nicht zurückbleiben und seine junge Frau verlieren wollte. Zwar hatte er Furcht vor dem weiten Fluge über das Meer, in dem es keine Inseln mehr gab. „Aber lieber will ich sterben“, dachte er, „als eingestehen, daß ich mich fürchte.“

Die Gänse flogen ruhig und unentwegt vorwärts, und der Rabe mit ihnen. Nach einiger Zeit aber begann er zurückzubleiben und seine Flügel schmerzten ihn, während die Gänse ruhig und unermüdet weiterflogen. Mühsam plattete der Rabe hinter ihnen, glitt dann eine Weile auf ausgebreiteten Schwingen, um sich auszuruhen; aber es half ihm alles nichts. Er blieb immer weiter zurück. Schließlich sahen sich die Gänse nach ihm um, und die Gänsemutter sagte: „Er scheint müde zu werden. Ich dachte, er wäre geschickter und stärker. Aber warten wir ein wenig auf ihn.“

Die Gänse ließen sich nebeneinander aufs Wasser nieder. Als der Rabe mühsam herantam, sank er auf ihren Rücken herab und klammerte sich ängstlich an. „Du kannst wohl nicht schwimmen?“ sagte der Gänsevater, der den Raben auf seinem Rücken trug.

„Ein andermal schon“, sagte der Rabe, „aber heute, ich weiß nicht... Ich habe hier“, und er deutete auf seine Brust, „eine Pfeilspitze, die ich aus dem Herzen, von einem alten Kampf her. Die plagt mich heute so. Das ist auch der Grund, daß ich zurückbliebe. Ich fühle nur“, sagte er zu seiner Frau. Und sie küßte. Aber sie fand nur, daß sein Herz schlug wie ein Hammer. Sie sagte aber nichts.

Nach einer Weile flogen die Gänse weiter, und der Rabe mußte mit, ob er wollte oder nicht. Aber es dauerte nicht lange, da mußten die Gänse wieder auf ihn warten. Jetzt öffneten auch die vier Brüder den Mund und sagten: „Wenn es so weiter geht, wird uns die Nacht auf dem Meere überreichen. Wir werden uns verirren und umkommen. Wenn der Schwächling nicht mitleidet, so soll er zurückbleiben. An die Geschichte von der Pfeilspitze glauben wir auch nicht.“

„Ich will euch nicht zur Last fallen“, sagte der Rabe mit Todesmut. „Fliegt nur voran und wartet nicht mehr. Ich finde mich auch in der Nacht zurecht. An der Küste könnt Ihr ja auf mich warten. Ich will schon nachkommen.“

„Gut“, sagte der Gänsevater. „Wir haben wirklich keine Zeit mehr zu verlieren. An der Küste werden wir auf dich warten.“ Damit folgten die Gänse davon.

Der Rabe plattete kläglich hinter ihnen her. Bald sah er nichts mehr als das grenzenlose Meer, auf dem er verlassen dahinschwabte. „Es ist nichts mit den vornehmen Frauen“, dachte er, „hätte ich nur eine aus meinem Stamme genommen. Die hätte mich nicht auf das Meer gelockt und hätte mich auch nicht in der Stunde der Not verlassen. Ich werde nun bald in die Wogen hinuntertauchen und ewiglich umkommen. Leb wohl, schöne Welt!“

Als er schon ganz verzweifelt dicht über dem Wasser flog, sah er einen großen Walfisch aus dem Meere auftauchen. Gewaltig sperrte der Wal, nach Luft schnappend, sein Maul auf, riesig wie ein Scheunentor, gerade unter dem herabsinkenden Raben. Mit einem leichten schwachen Klattern versuchte der Rabe sich noch zu erheben, aber da war er schon von dem Walfisch verschlungen und in dem gewaltigen Maul verschwunden, das über ihm zuklappte. Der Rabe stand im Dunkeln.

Erst verschluckte er eine Weile, dann aber tastete er sich vorwärts und marschierte immer weiter ins Innere, in den Bauch des Walfisches hinein. Irgendwie schien ihm ein Licht zu leuchten. Und plötzlich stand er am Eingang eines schönen Raumes, an dessen anderem Ende eine Lampe brannte. Er trat ein und war sehr erstaunt, als er da eine schöne junge Frau sitzen sah, vor der er sich tief verbeugte.

Der ganze Raum glänzte und war rein und trocken. Seine Decke wurde von dem Rückgrat des Wals getragen, und seine Rippen bildeten die Wände. Aus einer feinen Röhre an der Wirbelsäule tropfte langsam heller Tran und speiste die Lampe. Als der Rabe eintrat, sprang die junge Frau auf und schrie: „Wie kommst du hierher? Noch nie ist ein Mann hier eingetreten.“

Der Rabe schämte sich zu sagen, wie unfreiwillig er hierher gekommen war.

„Ich bin ein Reisender“, sagte er, „ich gehe allenthalben auf Entdeckungen aus. Aber was machst du hier?“

„Ich bin hier zu Hause“, sagte die Frau. „Nimm Platz.“

Die schöne junge Frau war aber die Seele des Wals, und der Rabe war zu seinem Glück in die Seelenkammer geraten und nicht in den Magen.

„Du hast gewiß Hunger“, sagte die Frau, und sie ging in einen Nebenraum und holte allerlei kleine Fische und ein Kräftchen mit Tran und setzte alles dem Raben vor, und der putzte und ließ es sich schmecken. Dabei starrte er immer nach der Decke hinauf und nach der Röhre, aus der der Tran niedertröpfte und die Lampe nährte. „Nähre ja nicht die Lampe an“, sagte die Frau, „und nimm nichts von dem Tran, der heruntertröpfte. Es ist meine Lebenslampe.“

„Ich denke nicht daran“, sagte der Rabe. Vier Tage lang blieb der Rabe so bei der Frau, aber immer wieder mußte er an die Decke sehen, und zu gerne hätte er ge-



müßte, woher der Tran kam und was das Ganze für einen Sinn hatte.

Am vierten Tage, als die Frau wieder einmal hinausgegangen war, konnte er sich nicht mehr halten, sondern schlich leise an die Lampe heran, fing mit seiner Kralle einen großen Trantröpfchen auf und leckte daran. Das schmeckte so gut, daß er den Schnabel aufsperrte und alle Trantröpfchen auffing, die von oben herunterkamen. Bald aber waren ihm die Tropfen zu wenig. Er flatterte unter der Decke und riß an der Röhre, daß mehr herauskommen sollte. Er haßte mit seinem scharfen Schnabel und zerriß die Röhre, und sogleich flog ein ganzer Sturzbach von Tran herab und löschte die Lampe aus, und der ganze Raum begann wie im Sturm hin- und herzurollen. Der Rabe wurde in der Finsternis herumgeschleudert. Es war, als ginge die Welt unter. Alles flog durcheinander, und unaufhörlich strömte der Tran. Im Dunkeln hörte der Rabe einen weinen. Das war die Frau. Aber sie mußte wohl bald hinausgegangen sein; denn der Rabe hörte dann nichts mehr, flog hilflos hierhin und dorthin und war ganz zerschlagen von Müdigkeit und dem wilden Kreisen des Raumes.

Vier Tage lang währte der Tumult. Dann wurde alles ruhig. Der Transtrom versiegte, und der Raum stand still. Der Wal war tot, denn der Rabe hatte die Gefäße seines Herzens zerissen. Die Seele hatte den Wal verlassen. Tot trieb er irgendwo an die Küste und auf den Strand. Der Rabe aber saß gefangen in der Finsternis, und wenn er auch nicht zu hungern brauchte, vielmehr mitten in Fett und Futter saß, so wäre er doch gerne aus seinem Gefängnis heraus gewesen, wieder frische Luft zu atmen und nach dem Himmel hinaufzublicken.

Während er noch darüber nachdachte, wie er seinem Gefängnis entkommen könnte, hörte er, wie sich draußen vor dem Wal, den sie gefunden hatten, zwei Leute unterhielten und wie sie beschlossen, alle ihre Dorfgenossen herbeizurufen, damit alle an dem Fett und dem Fleisch ihren Anteil hätten.

„Einen so großen Wal haben wir noch nie gesehen,“ sagten sie, „er ist viel zu groß für uns und reicht für alle.“

Nicht lange danach kamen viele Leute, und der Rabe hörte sie um den Wal herumgehen, und dann begannen sie, ihn in Stücke zu schneiden. Der Rabe verkroch sich in eine Ecke, bis über ihm in der Decke ein Loch wurde und Licht und Luft hereinkam. Da hob er seine Flügel auf, und plötzlich flatterte vor den Augen der Leute ein schwarzer Vogel aus dem Leibe des toten Wals. Da erschrakten sie sehr und glaubten, ein böser Geist steige aus dem Wal, und sie flohen, so schnell sie konnten. Niemand wollte etwas von dem verzauberten Tier mitnehmen.

Als der Rabe, der sich auf der Spitze einer nahen Klippe niedergelassen hatte, sah, daß sie alle entflohen waren und daß der Wal ihm allein gehörte, da flog er zu ihm zurück und stopfte sich den Bauch voll. Dann aber erhob er seine Stimme und schrie laut über die ganze Küste hin: „Arah, trah! Guttes Futter ist da. Wer mitessen will, ist geladen.“ Da kamen von allen Seiten andere Raben herbei, ein ganzes Volk von Raben, Männlein und Weiblein, und alle machten einen Knicks vor dem fremden Raben und sagten: „Mit Verlaub!“

Dann fielen sie über den Wal her und hielten eine köstliche Mahlzeit, und der Rabe erzählte seinen Gästen, daß er ganz allein den Wal erlegt habe. „Ich bin ein kühner Mann,“ sagte er, „ein großer Jäger.“ Da bewunderten ihn alle, und der Rabe konnte sich die Schönste unter den Rabenmädchen aussuchen. Sie wurde seine Frau, und bald hatten sie ein Nest und vier kleine Rabenkinder.

Der Rabe verneigte sich oftmals vor den Geistern, die unsichtbar unser Leben regieren, dankte ihnen und sagte: „Gut habt Ihr mich geführt, und wahrhaft glücklich ist man doch nur unter seinesgleichen.“

## Gedenktage.

30. Mai. Zum 150. Todestag Voltaires. François Marie Aronel de Voltaire ist in Deutschland heute fast nur noch durch seine Beziehungen zu Friedrich dem Großen bekannt. Wer spielt seine Dramen? Wer liest „Candide“? Aber gleichviel: dieser universale Kopf, dieser scharfe Denker ist aus der Geschichte des europäischen Geisteslebens nicht wegzudenken, und seine Persönlichkeit hat immer wieder hervorragende Geister beschäftigt und zu biographischer Darstellung gereizt — es sei nur an eines der letzten Werke von Georg Brandes erinnert. — Voltaire ist am 21. November 1694 in Paris als Sohn eines Notars geboren. Frühzeitig fühlte er sich zu den literarisch gebildeten Freigeistern hingezogen, und bereits im Jahre 1716 wurde er wegen eines satirischen Gedichtes auf den Regenten aus Paris verwiesen, im Mai 1717 sogar für 11 Monate in die Bastille gesperrt. Hier schrieb er die Tragödie „Oedipus“, die 1718 mit großem Erfolg auf die Bühne kam, und begann auch das Nationalepos „La Henriade“. 1726 kam er infolge Rechtsfreiheiten abermals in die Bastille und lebte dann drei Jahre in der Verbannung in England, wo er die politischen Verhältnisse studierte. Raum nach Paris zurückgekehrt, zwang ihn sein Eintreten für religiöse Toleranz abermals zur Flucht aus Paris. Jetzt veröffentlichte er außer der romanhaften Geschichte Karls XII. von Schweden mehrere Tragödien, darunter seine bedeutendste dramatische Dichtung „Zaire“ (1731). Sein eigentliches Feld aber sollte die Satire werden; gleich seine erste große Arbeit auf diesem Gebiet, die „Philosophischen Briefe über die Engländer“ (1734) erregten einen Sturm der Entrüstung, wurden verbrannt und veranlaßten den Autor, sich auf ein Landgut in der Champagne zurückzuziehen. Hier entstand das große berühmte Epos

„La Pucelle“, eine Satire auf die Jungfrau von Orléans, die 1760 in Frankfurt a. M. ohne Wissen des Autors gedruckt wurde und ungeheures Aufsehen erregte. Das hinderte nicht, daß Voltaire, nachdem er eine Reihe von höfischen Schriften geschrieben hatte, im Jahre 1746 Mitglied der Akademie, Kammerherr und Hofhistoriograph wurde. Schon zwei Jahre später freilich verdunkelte sich die Sonne höfischer Gunst, und so folgte Voltaire 1750 der Einladung Friedrichs des Großen, mit dem er bereits 1736 in brieflichen Verkehr getreten war. Vorher war, 1747, sein bekanntester Roman „Zadig“ erschienen, der eine satirische Darstellung der Wandelbarkeit des Geschicks enthält. Vom Juli 1750 bis März 1753 lebte Voltaire nun am Hofe Friedrichs des Großen in Berlin und Potsdam, als Schriftsteller mehr denn als Mensch geachtet. Sein Abzug war wenig rühmlich: führte er doch zur Verhaftung Voltaires in Frankfurt a. M., weil er einen Band von des Königs Gedichten mitgenommen hatte. In Genf war auch seines Weibens nicht lange, die Geißlichkeit wandte sich gegen ihn. Endlich siedelte er sich in der Nähe von Genf, aber auf französischem Boden, in Ferney an. Hier verlebte er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens; hier entstanden eine große Reihe von poetischen und philosophischen Schriften, darunter sein bedeutendster philosophischer Roman „Candide“. Als er im Februar 1778 sein Schloß verließ, um in Paris die Aufführung seines Dramas „Irene“ selbst zu leiten, wurden Reise und Aufnahme zu einem wahren Triumphzug. Bald aber erkrankte der 84jährige Dichter, Philosoph, und am 30. Mai 1778 starb er in Paris — neben Jean-Jacques Rousseau Frankreichs größter Schriftsteller im 18. Jahrhundert.

## Aus aller Welt.

**Rockefeller und der Milchmann.** Ein Streit von 25 Jahren zwischen der Rockefeller'schen Familie und der Familie eines Milchmannes ist dieser Tage durch eine freiwillige Entschädigungszahlung des amerikanischen Millionärs geschlichtet worden. Die Rockefeller'sche Familie besitzt in Newjersey in der Nähe von Tarrytown ein Landgut. Ueber das dazu gehörige Grundstück führte ein kurzer und schmaler Fußpfad, der den Besitz der Familie Foley mit der Landstraße verband. Die Familie versorgte die Umgegend mit Milch. Vor 25 Jahren schloß der ältere Rockefeller das Grundstück ab, und die Familie Foley mußte auf den allgeübten Verbindungsweg verzichten. Der alte Foley, dessen Sohn jetzt die Milchwirtschaft besorgt, ließ sofort Einspruch erheben, mit der Begründung, daß er nun bei der Austragung der Milch einen großen Umweg machen müsse, und daß sein Besitz eine Wertverminderung von 25 000 Dollar erlitten habe. Er starb, ohne das Ende des Streites zu erleben. Sein Sohn führte den Prozeß weiter. Wie er erzählt, schlug er vor kurzem doch wieder einmal den Weg über das Nachbargrundstück ein und begegnete dabei dem jungen Rockefeller. Die beiden schüttelten sich die Hand, und Rockefeller bemerkte, es sei doch eigentlich töricht, einen Prozeß zu führen. Er hat der Familie Foley 40 000 Dollar auszahlen lassen. Damit war der Streit beigelegt.

**Statistisches aus der Welt des Wahnsinns.** Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, wieviel Irre und Geistesgestörte auf Erden leben. In Deutschland kommt auf 400 Einwohner ein Voll-Irrer, in Frankreich auf rund 325, in England auf je 260, den Rekord aber schlägt auch hier wieder Amerika mit einem Irren auf je 187 Einwohner. Was aus dieser Statistik weiter mit erschreckender Deutlichkeit hervorgeht, ist die Feststellung, daß sich die Zahl der Wahnsinnigen im Laufe der letzten Jahre ungeheuer vermehrt hat. Nimmt diese Steigerung weiterhin in gleichem Maße zu, so wird nach dieser Statistik die Zahl der Voll-Irren bereits nach 50 Jahren sich verdreifacht haben. Man braucht diese Angabe nun nicht wörtlich zu nehmen, aber immerhin gewinnt die Feststellung dadurch an Bedeutung, daß sie den Angaben der hervorragenden Irrenärzte aus allen Erdteilen entstammt.

**„Das lächelnde junge Mädchen.“** Diesen Beinamen hatte die 21jährige Mamedo Gessilo in Memphis im amerikanischen Staate Tennessee erhalten, weil man sie nie anders als freundlich lächelnd sah, obwohl sie während eines Jahres 56 mal operiert werden mußte. Bei der ersten Operation wurde der Blinddarm entfernt, und daran anschließend mußten, da die Wunde nicht heilte, immer neue operative Eingriffe vorgenommen werden. Ohne zu klagen, lächelnd, legte sich das Mädchen jedesmal auf den Operationstisch. Vor der 56. Markose, aus der sie nicht mehr erwachte, hatte sie den Arzt gebeten: „Bitte, Herr Doktor, lassen Sie mich nicht sterben“; eine Bitte, die der Ärmsten nicht erfüllt werden konnte.

## Fröhliche Ecke.

**Kind und Hund.** „Du brauchst vor Garraz keine Angst zu haben, kleines Mädchen. Der wedelt bloß aus Freude mit dem Schwanz.“ — „Vor dem Ende habe ich auch keine Angst.“

**Freundliche Dame.** „Wie ist denn das möglich! Krause hat dich vier Jahre nicht gesehen und hat dich doch gleich wieder erkannt?“ — „Er wird meinen Mantel und meinen Hut wieder erkannt haben, denn du Scheusal lauffst mir ja doch nie etwas Neues,“ seufzt die Gattin.